

(Nachdruck verboten.)

161

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

XIII.

Wie Hagelkörner auf Eisenblech prasselten abgerissene Ausrufe und Schimpfworte hernieder. Pawel sah von oben auf die Leute herunter und suchte mit weit geöffneten Augen jemand unter ihnen.

„Deputierte!“

„Sisow soll reden!“

„Blasow!“

„Hybin! Der hat Haare auf den Zähnen!“

Endlich wurden zur Rücksprache mit dem Direktor drei: Sisow, Hybin und Pawel gewählt, und man wollte sie schon abschieden, als plötzlich halblaute Rufe in der Menge erklangen:

„Er kommt selbst! . . .“

„Der Direktor! . . .“

„Ah ha?“

Der Haufe wich auseinander und machte einem großen hageren Manne mit Spitzbart und langem Gesicht Platz.

„Erlauben Sie!“ sagte er, und entfernte die im Wege stehenden Arbeiter mit einer kurzen Handbewegung, ohne sie zu berühren. Seine Augen blinzelten, mit dem Blick eines erfahrenen Menschenbeherrschers betastete er forschend die Gesichter der Arbeiter. Man nahm die Mütze vor ihm ab, verbeugte sich vor ihm. Er schritt, ohne auf die Grüße zu antworten, vorwärts, und verbreitete Stille und Verwirrung, befangenes Lächeln und halblaute Ausrufe, in denen man schon die Reue von Kindern verspürte, die eingesehen haben, daß sie ungezogen gewesen sind.

Jetzt ging er an der Mutter vorüber, streifte ihr Gesicht mit einem strengen Blick und blieb vor dem Eisenhaufen stehen. Von oben reichte ihm jemand die Hand. — Er nahm sie nicht, kletterte gewandt mit einem starken Schwunge hinauf, stellte sich vor Pawel und Sisow auf und fragte:

„Was ist das für eine Versammlung? Warum habt Ihr die Arbeit niedergelegt?“

Ein paar Sekunden herrschte Stille. Die Köpfe der Leute schwannten wie Aehren hin und her. Sisow schwenkte seine Mütze in der Luft, zuckte die Achseln und senkte den Kopf.

„Ich frage: warum habt Ihr die Arbeit niedergelegt?“ schrie der Direktor.

Pawel stellte sich neben ihn und sagte mit lauter Stimme auf Sisow und Hybin deutend:

„Wir drei sind von unseren Kollegen bevollmächtigt, zu verlangen, daß Sie Ihre Anordnung über den Abzug von einer Kopeke aufheben.“

„Warum?“ fragte der Direktor, ohne Pawel anzusehen.

„Wir halten eine solche Steuer für ungerecht!“ sagte Pawel laut.

„Sehen Sie denn in meiner Absicht, den Sumpf trocken zu legen, nur den Wunsch, die Arbeiter auszubeuten, und nicht die Sorge, ihre Lage zu verbessern? Ja?“

„Ja!“ erwiderte Pawel.

„Sie auch?“ fragte der Direktor Hybin.

„Alle zusammen!“ antwortete Hybin.

„Und Sie auch, Verehrtester?“ wandte sich der Direktor an Sisow.

„Ja, ich bitte auch: laßt uns schon die Kopeke.“

Sisow senkte wieder den Kopf und lächelte schuldig.

Der Direktor überflog die Menge langsam mit seinen Augen und zuckte die Achseln. Dann sah er Pawel forschend an und meinte:

„Sie scheinen ein ziemlich intelligenter Mann zu sein — begreifen denn auch Sie wirklich nicht den Nutzen der Maßregel?“

Pawel erwiderte laut:

„Wenn die Fabrik den Sumpf auf ihre Kosten trocken legt, so wird das allen verständlich!“

„Die Fabrik beschäftigt sich nicht mit philanthropischen Maßregeln!“ bemerkte der Direktor trocken. „Ich befehle allen, unverzüglich an die Arbeit zu gehen!“

Und er begann herabzusteigen, indem er vorsichtig mit dem Fuß das Eisen berührte und niemanden anblickte.

In der Menge erkönte unzufriedener Lärm.

„Was ist los?“ fragte der Direktor stehenbleibend.

Alle verstummten, nur aus der Ferne erkönte eine vereinzelte Stimme:

„Sollst selbst arbeiten!“ . . .

„Wenn Ihr nicht binnen fünfzehn Minuten die Arbeit wieder aufnehmt, lasse ich allen Strafe anschreiben!“ erwiderte der Direktor trocken und eindringlich.

Er schritt wieder durch die Menge, aber jetzt erhob sich hinter ihm dumpfes Murren, und je tiefer seine Gestalt in der Menge versank, um so lauter wurde das Geschrei.

„Der läßt nicht mit sich reden!“

„Das nennt sich nun Recht! Ei, dieser Jammer . . .“

Man wandte sich Pawel zu und schrie:

„Ge, Gesekmacher, was sollen wir jetzt anfangen?“

„Hast in einem fort geredet — dann kommt der Direktor und macht alles zunichte!“

„Nun, Blasow, was wird jetzt?“

Als das Geschrei hartnäckiger wurde, erklärte Pawel:

„Genossen, ich schlage vor, die Arbeit so lange niederzulegen, bis er auf die Kopeke verzichtet . . .“

Erregte Worte schwirren durch die Luft

„Hältst Du uns für dumm?“

„Das müssen wir machen!“

„Streik?“

„Wegen der Kopeke?“

„Was denn? Schön, streiken wir!“

„Dafür geht es allen an den Kragen . . .“

„Wer wird denn arbeiten?“

„Werden sich schon Leute finden!“

„Du denkst an Streikbrecher?“

„Ich muß jeden Monat drei Rubel sechzig Kopeken an die Mäcken abgeben . . .“

„Das müssen alle!“

XIII.

Pawel stieg herunter und trat neben seine Mutter. Ringsum summtes alles, man stritt mit einander und schrie erregt.

„Den Streik bringst Du nicht zustande!“ sagte Hybin, zu Pawel tretend. „Wenn die Leute auch gierig auf die Kopeke sind, so sind sie doch alle feige. Dreihundert treten vielleicht auf Deine Seite, mehr nicht. Den Haufen Mist kriegst Du nicht auf eine Gabel . . .“

Pawel schwieg. Vor ihm schwannte das ungeheure schwarze Gesicht der Menge hin und her und blickte ihm verlangend in die Augen. Sein Herz klopfte unruhig. Es schien Blasow, daß alle seine Worte spurlos wie spärliche Regentropfen auf einem von langer Hitze getrockneten Boden in der Menge verschwänden. Einer nach dem anderen kamen die Arbeiter zu ihm, belobten seine Rede und drückten ihren Zweifel über den Erfolg des Streikes aus, klagten über Mangel an Verständnis für die eigenen Interessen und ihre Macht.

Er ging traurig und müde nach Hause. Hinter ihm folgten seine Mutter und Sisow, und neben ihm schritt Hybin und summtes ihm ins Ohr:

„Du hast gut gesprochen, aber nicht zum Herzen. Ja, Du mußt ins Herz, mitten ins Herz den Funken werfen. Mit dem Verstande fängst Du die Leute nicht, der Schuh paßt ihnen nicht — ist zu eng und schmal! Sie ziehen ihn nicht an, und wenn sie es tun — treten sie ihn sofort schief, ja wohl!“

Sisow sagte zur Mutter:

„Für uns Alte ist es Zeit auf den Kirchhof, Milowna. Da wächst ein neues Geschlecht heran . . . Wie haben wir gelebt? Sind auf den Knien gerutscht und haben uns bis zur Erde verbeugt. Jetzt aber sind die Menschen entweder klug geworden — oder sie irren sich noch mehr als wir . . . jedenfalls sind sie uns nicht ähnlich. Die jungen Leute zum Beispiel sprechen mit dem Direktor wie mit ihresgleichen, ja . . . Ach, wenn doch mein Mattweij lebte! Auf Wiedersehen, Pawel Michailow . . . Du trittst brav für die Leute ein. Gebe Gott, daß Du irgend einen Ausweg findest . . . Das gebe Gott!“

Damit ging er fort.

„Ja, rutsch nur ab!“ murmelte Rybin. „Ihr seid schon keine Menschen mehr, sondern nur Kitt . . . mit dem man Spalten verschmiert. Hast Du gesehen, Pawel, wer da rief, man sollte Dich zum Deputierten wählen? Dieselben, die sagten, Du seist ein Sozialist, ein Aufwiegler . . . genau dieselben. Sie treiben einen ins Unglück — und hinterher heißt es: Geschieht ihm ganz recht.“

„In ihrer Weise haben sie recht!“ sagte Pawel.

„Auch die Wölfe haben recht, wenn sie ihresgleichen zerreißen . . .“

Rybins Gesicht war mürrisch, seine Stimme zitterte ungewöhnlich.

„Dem nackten Wort glauben die Leute nicht . . . Man muß erst leiden, dies Wort in Blut tauchen . . .“

Den ganzen Tag ging Pawel finster, müde, sonderbar unruhig hin und her; seine Augen brannten und schienen etwas zu suchen. Als die Mutter das bemerkte, fragte sie vorsichtig:

„Was hast Du, Pawel?“

„Der Kopf tut mir weh! . . .“ sagte er nachdenklich.

„Solltest Dich zu Bett legen . . . Ich hole den Doktor.“

Er sah sie an und erwiderte schnell:

„Nein, ist nicht nötig . . . ist nichts, das geht schon vorüber.“

(Fortsetzung folgt.)

Das bürgerliche Trauerspiel.

(1757—1907.)

Von Rudolf Franz (Marburg.)

Menschen und Ereignisse werden geboren, denen man's lange nicht anmerkt, was sie zu bedeuten haben. Daß einer bei seinem fünfzigsten Geburtstag hoch gefeiert wird, ist schon eine Seltenheit. Meist muß er den hundertsten erleben oder nicht erleben, um längst verdientes Ehren teilhaftig zu werden.

Nur bei Prinzen liegt der Fall umgekehrt: wenn sie zur Welt kommen, donnern die Kanonen; sind erst hundert Jahre vorüber, so trägt gemeiniglich kein Hahn mehr nach ihnen.

Leute, die was ganz Neues und Besonderes geleistet haben, warten auch wohl noch länger als hundert Jahre, bis der Nachwelt zum Bewußtsein kommt, was die Welt veräußert hat. Ebenso ist es mit Ereignissen, mit Neuerungen, die sachte anheben, später fast im Sande verlaufen und dann auf einmal in ihrer ganzen Macht dastehen. So ging es mit den Zeitungen.

Nach vielen Jahrzehnten muß die Welt noch froh sein, wenn sie wenigstens das Jahr des Ursprungs einer Sache weiß; das Jahr, in dem der neue Gedanke zuerst Form gewann — so daß man sagen darf: damals fing es an.

Wenn eines Menschen Größe erst von späten Geschlechtern erkannt wird, so liegt die Schuld an den früheren. Aber eine Begebenheit kann sehr wohl erst nach Menschenaltern Bedeutung erlangen: indem sich nämlich dann erst zeigt, wozu sie den Grund gelegt hat, für welche Entwicklung sie bestimmend gewesen ist.

Noch vor fünfzig Jahren konnte man nicht ahnen, daß jene neue Art des Dramas, die neben dem „hohen“ Drama schon längst aufgenommen war, zu einem Gipfel führen würde. Es lagen zwar einige halbwegs „bürgerliche“ Stücke der deutschen Klassiker vor, aber sie galten nicht recht für voll. Auch Hebbels „Maria Magdalena“ war ein vereinzelter Vorstoß. Was aber sonst auf diesem Gebiet geschaffen wurde, war durchaus nur geeignet, die ganze Richtung zu diskreditieren. Erst mußten Augier und der jüngere Dumas kommen, um einige Pionierarbeit zu leisten, bis dann der einzige Norweger in einem Vierteljahrhundert den Riesenbau unter Dach brachte, an dem fast zwei Jahrhunderte sich vergebens gemüht hatten.

Aus dem Jahre 1757 stammt der „natürliche Sohn“ des Diderot. Unter den vielen und vielerlei Kindern dieses fruchtbaren und umfassenden Genies ist der „natürliche Sohn“ wirklich eine Art Bastard — gezeugt wie sein Bruder, der „Hausvater“, in einer kurzen freien Ehe.

Die Entwicklungsgeschichte der Geisteswissenschaften ist ja die beste Widerlegung alles überpatriotischen Geschwäzes. Tausend feste, feine Fäden gehen von Land zu Land, aus einem Jahrhundert ins andere. Und gerade die Geschichte des Dramas, das kraft seiner Knappheit so unmittelbar und kräftig auf die Menschen wirkt, ist ein Beispiel dafür, was aus der gemeinsamen Arbeit der Völker entstehen kann. Ja, heute scheint es sogar, das Zurücktreten der nationalen Eigentümlichkeit könne noch viel weiter gehen, als selbst der Sozialismus einstweilen annimmt. Denn zeigt nicht Ibsen die vollendetste Internationalität in jedem Sinne? Hat er nicht, nach Form und Geist, für ganz Europa geschrieben, viel mehr als jemals einer vor ihm? Er lebte in Norwegen, in Deutschland, in Italien. Und das gab eine wunderbare Mischung.

Natürlich bleibt bestimmend das Land der Herkunft. Es gibt den Ton — für Ohr und Auge. Das soll und wird ja auch immer so sein. Aber gleichviel: wer will sagen, ob Ibsen mehr international, mehr germanisch oder mehr spezifisch nordisch ist? Er bleibt ein Europäer auf der Grundlage des Norwegers; ein „Heimatkünstler“ auf der Grundlage des Internationalismus.

Nach zwei Jahrtausenden entstand als ebenbürtiges Gegenstück zum antiken Drama das moderne. Aber von den Griechen bis zu Shakespeare ist kein weiterer Weg als von Shakespeare zu Ibsen. Und die letzten drei Jahrhunderte haben Drama und Theater aller Nationen ebenso gründlich durcheinandergeschüttelt, wie es vorher, bei so viel langwierigerem und geringerem Verkehr, zwei Jahrtausende vermocht hatten. Wenn einst nach den Griechen die Römer am Kunstdrama herumexperimentierten und spätere Jahrhunderte beider Leistungen wieder hervorjuchten, während ständig allerlei Volksschauspiele durch ganz Europa und noch weiterhin fortlebten, bis in Shakespeare sich beide Strömungen vereinigten — so griff seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bald dieses, bald jenes Volk nach der neuen dramatischen Gattung, die eine weitere Vermenschlichung der Kunst bedeutete: nach dem sogenannten bürgerlichen Trauerspiel und seinen Variationen.

Eigentlich hatte die Art ja in England angefangen, wo Dillo und Edward Moore sie vertrat. Und schon 1755 folgte ihnen Lessing mit der „Miß Sara Sampson“. Sie könnte also in Deutschland scheinbar als Urahn des heutigen Dramas gelten. Aber man hat vor zwei Jahren mit Recht vergessen, sie zu feiern. Denn erst Diderot legte theoretisch und praktisch den Grund zum neuen Drama.

In Frankreich hatte vorher La Chaussée es zwar zu „rührenden Lustspielen“ gebracht; aber schon tat er den Schritt, in diesen seinen ernsthaften Komödien dem Publikum Leute seinesgleichen vorzuführen, Gemütszustände und Konflikte zu schildern, die allgemeine Menschenjache sind. Mit anderen Worten: dem Fürstentum, dem Adel wurde eines seiner absurdesten Vorrechte entzogen, nämlich das, sogar auf dem Theater nur ernst genommen zu werden. Wie damals schon das reine Lustspiel hoch hinaufzugreifen wagte und vornehme Leute recht menschlich nach auf die Bretter brachte: so begann das ernste Drama, die Tragik auch des bürgerlichen Menschen zu erweisen. Es vollzog sich also ein Ausgleich der Stoffgebiete beider Hauptgattungen des Dramas, wie es auch gleichzeitig zu einer Verschmelzung des Heitern und Ernsten eben in der „comédie larmoyante“, im „rührenden Lustspiel“ kam. Diese Bezeichnung war ursprünglich eine Spottname, wie dem in der Tat die Gattung nur rechte Spottgeburten zur Welt brachte. Aber solcherlei Verbindung zweier Gegenläge enthielt (oder erhielt wenigstens später) gleichwohl ihren tieferen Sinn. Mit dem Namen der „Tragödie“ ist es vielleicht einst ähnlich gegangen — wenn es stimmt, daß der Stammvater dieses Ausdrucks ein Tragos, ein Vork ist.

Um Götter und übermenschliche Helden, mindestens aber um Könige und Königsgeoffenen handelt sich's im antiken Drama. Shakespeare begnügte sich gelegentlich schon mit minderen Leuten und gab überdies seinen Dramen einen proletarischen Einschlag, der zwar meist komische Tendenz besaß, gelegentlich aber schon, sei es auch nur in der Komik, sehr ernsthaft wirkt. So ein Shakespeare'scher Klotow ist ein Symbol der Verschmelzung von Spaß und Trauer dieser Welt.

Aber in Frankreich mußte die respektlose Umwertung der Werte zuerst versucht werden. Und just nach dem glänzendsten seiner Fürsten fing man ernsthafter an, die hohen Herrschaften zu bespözen — und in notwendiger Konsequenz sich um die Leiden der niedriger Gestellten zu kümmern. Die Tal' laßt sein erhöhet! Der prächtige Diderot hat es ausgesprochen, daß eigentlich die Tränen und das Unglück unten im Volke, Glück und Heiterkeit aber auf den Höhen zu Hause sind; weshalb denn auch das Lustspiel viel mehr Ursache habe, sich in diesen oberen Regionen aufzuhalten, und umgekehrt das Trauerspiel, auf den Erdboden herabzusteigen.

Diderot war es, der am klarsten und wahrsten fühlte und erkannte, daß eine große Umwälzung des ganzen Dramas notwendig und möglich sei. Was tut es, daß er das Ziel der neuen Richtung falsch steckte; daß er auf ein gar zu rührendes, gar zu moralhaftes, gar zu bürgerliches Drama lossteuerete! Was tut es, daß er selbst mit bösem gutem Beispiel voranging und Dramen schuf, deren Schwächen uns ihre Vorzüge zwar um so lieber, deren Schönheiten aber ihre Mängel um so unmetraglicher machen! Lessing, auch Schiller und Goethe empfanden wohl die Größe dieser Leistung. Aber jener sah zu gut, wie wenig seine dem Diderot verwandte Anlage ihn zum Dramatiker befähigte; und die beiden anderen wurden, nach Jugendabstufungen, durch ihre besonderen Kunsttendenzen zum anderen Stil des Dramas hingezogen. Kurz: es bedurfte erst, wie immer, bahnbrechender Experimentatoren; kräftige Leute mußten kommen, die stupellos die neue Art auf die Spitze trieben und erst einmal ausprobieren, was damit zu machen war. Und so erschienen zuerst Männer wie Zffland und Koberne, die gerade die ansehbare Eigentümlichkeit jenes „bürgerlichen Trauerspiels“, die Sentimentalität, unerträglich häuften. Diese beiden sind ja seither oft genug von ganz denselben Leuten verhöhnt worden, deren Geistesverwandte einst bei ihnen so gern in Tränen schwammen. Man pflegt dem die Schuld auf Diderot zu schieben. Aber man sollte doch Wichtigeres und Nützlicheres über diesen und seine Dramen zu sagen wissen, als der Verfasser einer „Geschichte der französischen Literatur“, der da meint: „Schlegel hat recht, wenn er sagt, daß

in diesen Stücken der Ursprung vieler Tränenbäche zu erblicken sei, die auch die deutsche Bühne überflutet hätten.“ Gewiß: der Ursprung vieler Tränenbäche. Aber auch die unverwundbare Quelle eines gewaltigen Stromes.

Was Ibsen erfüllt hat, das ward von Diderot oft geahnt, in manchen Fällen mit heute verblüffender Deutlichkeit ausgesprochen. Man scheint das bislang noch nicht gemerkt zu haben. Aber wer kann es bestreiten, wenn er Sätze liest wie diese:

„Auf solche Weise (nämlich durch entsprechende Verbindung und Abwechslung von Spiel und Gespräch) muß man unser „Reißeite“ ersehen.“

„Keine Epifodenfiguren! Wenn aber der Gang des Stückes eine erfordert, so soll sie einen besonderen Charakter besitzen, der sie heraushebt.“

„Wir müssen uns einzig mit dem Spiel beschäftigen, jene Theatercoups vermeiden, deren Wirkung vorübergehend ist, und Bilder schaffen.“

Im „natürlichen Sohn“ gibt es merkwürdige Szenen. „Dorval spricht nicht. Aber kann es Worte geben, die so eindringlich reden wie sein Tun und sein Schweigen? — — — Er mag von Zeit zu Zeit ein paar Worte sagen, meinetwegen; aber man darf nicht vergessen, daß sich selten einer umbringt, der viel redet.“

Und was soll man hierzu sagen: „Manchmal habe ich gedacht, es liegen sich auf dem Theater die wichtigsten Fragen der Ethik behandeln, und zwar ohne den kräftigen und rosen Gang der dramatischen Handlung zu beeinträchtigen.“ —

„Die Exposition vervollständigt sich in dem Maße, wie das Drama sich entwickelt; und der Zuschauer weiß erst dann alles, wenn der Vorhang fällt.“ Die Konsequenz dieses Verfahrens stellt das analytische Drama dar, wie es trotz einiger früherer Beispiele (vom „König Oedipus“ an bis zur „Brand von Messina“) durch Ibsen erst eigentlich zu Ehren gebracht worden ist.

„Es gibt eine Tragödie von Corneille — ich glaube, es ist der „Comedies“ — wo die Hochherzigkeit Haupteigenschaft aller Personen ist.“ Wer denkt dabei nicht an Ibsens „Klein Eolph“, so gut wie an die „Iphigenie“!

Es war schon etwas, in einer Zeit der Deklamation darzutun, daß man oft an die Stelle der Worte die Gebärde setzen könne. „Man muß Spielanweisungen immer dann geben, wenn sie ein Bild schaffen; wenn sie zur Unterstreichung oder Klärung des Dialogs dienen; wenn sie diesen verknüpfen helfen; wenn sie charakterisieren; wenn sie eine besondere Feinheit enthalten, die sich nicht ohne weiteres ergibt; wenn sie eine Antwort ersehen; und schließlich immer zu Beginn der Ansätze.“

Diderot schlug vor, Maler und Schauspieler sollten zusammenwirken. Aber freilich: „Ich glaube nicht, daß wir jemals das Theater genügend schätzen werden, um so weit zu kommen.“ Heute haben unsere literarischen Bühnen wirklich ihre Maler.

In jener Zeit war die Einführung, ja Uebertreibung der Spielanweisungen notwendig, um erst einmal ein wirkliches Spiel zu ermöglichen. „Wie soll denn sonst der Leser, selbst wenn er ein Theaterkenner ist, bei der Lektüre sich das Spiel ergänzen, da er es niemals auf der Bühne sieht? Soll er mehr Schauspieler sein als der Schauspieler?“

Jene Feinheit der Schauspielkunst, zu der Ibsen unsere Theater erzieht, begründete schon Diderot: „Im Leben beachtet man alles. Mitten in einem erregten Gespräch wird ein doppelsinniges Wort, eine Bewegung, ein Blick häufig zum Verräter. Ist man im Theater etwa weniger scharfsichtig, weniger aufmerksam? Wenn ja: um so schlimmer; dann ist es Sache eines großen Dichters, das Publikum von diesem Fehler zu befreien.“

Man denkt an den Schauspieler Wasserhahn, wenn man liest: „Nicht nur das Gesicht muß eine Mimik haben, sondern der ganze Mensch.“ Dabei soll aber die richtige Mitte gewahrt werden: „einer, von dem ich nur gewisse Bewegungen gewahre, die meine Einbildungskraft in Tätigkeit setzen, kann mich mehr rühren, packen und hinreißen, als ein anderer, der mich jede Regung sehen läßt.“

Wie weit für jene Zeit ging Diderot im Realismus! „Was tut's, ob mir einer den Rücken oder das Gesicht zuehrt!“ Goethes spätere Regel, die das Gegenteil fordert, illustriert aufs Klarste den Rückschritt.

Diderot hatte ein Recht, die Fachleute zu verachten, die ja meist weniger vom tiefsten Wesen ihres Faches wissen als ein Unkensteher, der mit Aufmerksamkeit und Scheuklappen zusieht. „Vergeht eure Regeln, pfeift auf die Technik!“ rief er den Leuten zu. Aber die Leute piffen auf ihn und vergaßen ihn.

Etwas anderes hatte er auch eigentlich gar nicht erwartet. Oft blüht sein Pessimismus durch. Den seither tausendmal gehörten Einwand nimmt er vorweg: die Leute würden sagen — „bringt uns das Leben nicht genug wirkliche Leiden, auch ohne daß man uns noch erdichtete schafft?“ Oder er erzählt die Handlung eines Stückes und bemerkt dazu: „Es ist wenig Dialog in dieser Handlung; aber ein Mann von Genie, der die Lücken auszufüllen hat, braucht nur ein paar Einfühligkeiten einzuflechten; er wird hier einen Ausruf, dort den Anfang eines Satzes hinzufügen: selten aber sich eine zusammenhängende, wenn auch noch so kurze Rede erlauben.“ Wer tat das, ehe Ibsen kam! „Das wäre auch eine Tragödie; aber für diese Gattung braucht man besondere Dichter, besondere Schauspieler, ein besonderes Theater und vielleicht sogar ein besonderes Volk.“

Diderot hat viel eher und viel stärker auf Deutschland gewirkt wie auf Frankreich. Gerade mit seinen Theorien. Man braucht nur an Lessings Beifall zu denken. So setzten sich auch Ibsen und seine Praxis erst in Deutschland durch. Und hier freilich nachhaltiger, werbender als sonstwo auf Erden. Gerade jetzt, in diesen Jahren, fängt Ibsen an in die Breite des deutschen Publikums einzudringen, zum Repertoire zu gehören, Klassiker zu werden; während ein großer Teil des Auslandes ihm noch immer hilflos gegenübersteht oder sich wieder von ihm ablehrt.

Ich sehe die Wurzel zum Gipfel Ibsen in Diderot. So gewiß Ibsen viel mehr ist als etwa nur die Erfüllung Diderotscher Tendenzen: so gewiß stecken auch in diesen Tendenzen noch mancherlei andere Wurzeln. Aber die gesündeste war eben jene, aus der das psychologische Familien- und Gesellschaftsdrama erwuchs. Dabei wirkten als Zwischenglieder nicht die mißlungenen Versuche auf dem Stilgebiet des „bürgerlichen“ Dramas, sondern, in Deutschland wenigstens, jene Helben- und Königsstücke, wie sie von Kleist, Hebbel, Grillparzer mit psychologischem Interesse ausgestattet wurden.

Kleines feuilleton.

Die Mauer der Föderierten auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise, die berühmteste Trauerstätte des revolutionären Proletariats, ist in Gefahr, dem Uebelwollen und dem brutalen Geschäftsgeist bourgeois Nachhaber zum Opfer zu fallen. Am 1. Januar 1909 läuft nämlich die 25jährige Frist ab, für die der Pariser Gemeinderat den Rasenplatz vor der Mauer, unter dem 878 Männer, Frauen und Kinder, die feige hingemordeten letzten Streiter der Kommune begraben liegen, reserviert hat. Vergewaltigt bemühte sich die äußerste Linke der Stadtvertretung in den 50er Jahren eine Konzeption des Platzes für immerwährende Zeiten zu erwirken. Der damalige Seinepräfekt, der soeben verstorbenen Poubelle, setzte die Ablehnung des Antrags durch, für den sich besonders der Radikale Richon, der jetzige Minister des Auswärtigen, eingesetzt hatte. Poubelle war es auch, der wiederholt die Errichtung eines Denkmals hintertrieb, ja einmal, als schon Gitter um den Platz errichtet waren, sie wieder aus dem Boden reißen ließ. Clemenceau fragte damals in der Kammer entrüstet, ob man denn noch der Amnestie noch die Repressalien des Bürgerkrieges fortsetzen wolle. Bekanntlich haben diese Repressalien auch heute noch nicht aufgehört, wie die erbitternden Polizeimaßnahmen beweisen, die die Pariser Arbeiter bei ihrer Trauerkundgebung am letzten Maisonntag alljährlich über sich ergehen lassen müssen — unter der Ära Clemenceau nicht weniger als ehedem. — Jetzt aber ist die Fortdauer dieses Totentanks überhaupt in Frage gestellt. Wenn nicht ein Beschluß des Gemeinderats oder des Parlaments Vorsorge trifft, wird der Platz parzelliert und für Grüfte reicher Bourgeoisfamilien abgegeben werden. Die alten Pariser Stadtfriedhöfe sind nämlich längst ein reservierter Boden der Besitzenden geworden und tragen eine ungeheure Grundrente. Die Sozialisten werden natürlich alles daransetzen, um die Erhaltung der denkwürdigen Stätte zu sichern und die Wächter von 1871 werden dann wohl auch das Denkmal erhalten, das ihnen die fortdauernde Liebe und Bewunderung des Proletariats ohne den bornierten Widerstand der Herrschenden längst gewidmet hätte. Der Regierung wird es nicht leicht fallen, dieses Werk zu hindern, so sehr auch die Exrevolutionäre Clemenceau, Richon und Briand ihren Bübereifer demonstrieren.

Theater.

Neues Theater. (Ensemble - Gastspiel Berliner Künstler.) „Ein seltsamer Fall“, Charakter von J. Morton und J. F. Gunniver. Herr Donn hat doch eine feine Nase gehabt. Erst schafft er Hinterstufenliteratur auf die Bühne und sorgt auf diese Weise, daß selbst Herr Holzbock vom Standalanzeiger Reihhaus nimmt. Hintenherum wird er noch unsterblich: weil es ihm zu danken ist, daß Spektakelstücke, die sonst nicht gut genug gewesen wären, eine obstrukte Vorstadtbühne zu zieren, nunmehr in sogenannten anständigen Theatern heimisch werden. Die Bühnenleiter sollten ein bißchen auf literarischen Anstand sehen, wenn sie ihr Haus für sommerliche Gastspieler vermieten. Es sollte ihnen doch nicht gar so gleichgültig sein, wer da mimen kommt, und was er mimt. Jemandem trommelt sich ein Ensemble zusammen und zieht mit einem Schnöder ein. Meint man etwa, daß solche Kost für das Berliner Sommerballett gut genug sei, oder daß sie den Geschmack des Stammpublikums nicht verderbe — weil dieses ja durch Abwesenheit glänze? Weit gefehlt! Dasselbe Publikum, dessen Physiognomie uns noch vom Winter her sehr wohl bekannt ist, hatte sich auch wieder zu der Premiere des „phantastischen Schauspiels“ vollzählig versammelt. Ganz natürlich auch! Denn man erhofft sich doch irgend ein Sensationelles — einen perverfen Reiz für die erschlafenen Nerven. Die Enttäuschung über den „seltsamen Fall“ mußte allerdings auf dem Fuße folgen. Aber nicht deshalb, weil die englische Verfasserfirma keine „Nervenstoff“ böte, sondern deshalb, weil die diesmal kredenzte für das Stadtviertel: Schiffbauerdamm—Unter den Linden—Friedrichstraße eigentlich doch schon zu abgeflappert ist.

Um beispielsweise Verbrecherthymen und gemeines Dirnentum zu sehen, hätten es die Berliner nicht nötig, sich nach — Whitechapel beisehen zu lassen. Uebrigens war diese grauig-naturalistische Szene noch die beste — weil Nellie Crofts und Bobby Mc Lean, der ihr Zubälter ist, von zwei wirklichen Bühnenkünstlern, nämlich Rosa Valetti und Fritz Richard, mit eindrucksvoller Wahrheit gespielt wurden. Es handelt sich jedoch bloß um verbrecherische Taten in der Einbildung. Das genüge. Mit den grauslichen Begebenheiten sollen unsere Leser nicht weiter behelligt werden. Als das mit grobem Raffinement zurechtgezimmerete Stück vorbei war, verließ man das Theater mit dem Bewußtsein, daß ein Londoner Vorstadtschmarrn, direkt von der Quelle bezogen, um kein Haar breit besser ist, als Herrn Ferdinand Bonn's „Hund von Baskerville“ . . . Die Hauptperson, ein Lord, wurde von Alvin Kneuf ansprechend gegeben. Von den übrigen „Berliner Künstlern“ des Ernst Kleinschen „Ensemble-Gastspiels — mit Ausnahme der drei Genannten — wollen wir lieber schweigen. e. k.

Geographisches.

Russisch-Polen im 19. Jahrhundert. Ueber die Schwankungen der Bevölkerungsziffer in Russisch-Polen hat der „Mouvement Geographique“ eine Uebersicht veröffentlicht. Danach ist die Dichte der Besiedelung in Polen sehr bedeutenden Wechseln unterworfen gewesen. Im Jahre 1816 betrug die Einwohnerzahl des Königreichs Polen nur 2 717 287, stieg aber in den nächsten 50 Jahren auf fast das Doppelte, so daß im Jahre 1862 die Ziffer von 4 972 193 Seelen erreicht war, was einer Bevölkerungsdichte von rund 46 Seelen auf den Quadratverst entspricht (ein Quadratverst übertrifft den Quadratkilometer um etwa ein Siebentel der Fläche). Dann folgte eine Zeit noch viel stärkerer Zunahme, indem in den nächsten 30 Jahren bis 1893 die Bevölkerungszahl auf 8 808 969, die Dichte der Bevölkerung auf 81 Seelen pro Quadratverst angewachsen war. Bis zum Jahre 1905 waren dann die entsprechenden Zahlen gar auf 11 812 275 bezw. 104 Seelen pro Quadratverst gestiegen. Die berühmte Vermehrungskraft der slavischen Völker hat sich also in Polen aufs glänzendste bewährt, denn in den letzten 90 Jahren ist eine reichliche Vierfachung der Einwohnerzahl eingetreten, obgleich Polen doch immer einen ziemlich starken Anteil an den Auswanderungsziffern gehabt hat. Die überseeische Auswanderung aus Polen ist seit 1890 nicht weniger stark gewesen als diejenige aus den östlichen preussischen Provinzen. Dazu ist aber außerdem eine während der letzten Jahre immer stärker gewordene Auswanderung in die benachbarten Gegenden, namentlich des Deutschen Reiches, hinzugekommen. Wenn die Einwohnerzahl Polens sich trotzdem ständig hat vermehren können, so ist das wenigstens zum Teil dem Umstand zuzuschreiben, daß auch die Einwanderung nach Polen immerhin eine bedeutende Höhe erreicht. Besonders stark war sie zu Anfang der neunziger Jahre, verminderte sich dann, ist aber seit 1898 wieder auf einen hohen Betrag gestiegen. Beispielsweise wanderten im Jahre 1904 über 17 000 Personen nach Polen ein.

Geologisches.

Die Wissenschaft über das Erdbeben in Jamaika. Sobald der Beobachtungsdienst für Erdbeben von wissenschaftlicher Seite einigermaßen organisiert worden war und eine größere Menge von Ergebnissen für die einzelnen Erdgebiete geliefert hatte, lag es nahe, auf der Weltkarte die Gegenden verschiedener Erdbebenhäufigkeit gegen einander abzugrenzen. Auf diesem Wege ist man zur Kenntnis der sogenannten Hauptschüttergebiete der Erde gelangt. Auf der anderen Seite haben sich andere Länder als verhältnismäßig feste Teile der Erdkruste herausgestellt, wo eben entweder überhaupt niemals oder nur sehr seltene und geringfügige Erschütterungen des Erdbodens eintreten. In dieser glücklichen Lage befindet sich beispielsweise der größte Teil des norddeutschen Flachlandes, während das Rheintal fast in seiner ganzen Erstreckung zu den Schüttergebieten, wenn auch erfreulicherweise nicht zu denen ersten Ranges gerechnet wird. Besonders reich an Erdbebenzonen ist Amerika und die Erdgeschichte der letzten Monate, in denen in allen drei Abschnitten dieses Erdteils, also in Nord-, Mittel- und Südamerika, schwere Erdbeben von ungewöhnlicher Zerstörungskraft sich ereignet haben, hat das zur Genüge bewiesen. Nachdem über die große Katastrophe von San Francisco und Santiago schon verschiedene wissenschaftliche Veröffentlichungen erschienen sind, hat über das Erdbeben von Jamaika erst jetzt der Geologe Spencer von der Geologischen Gesellschaft in Washington die Ergebnisse eingehender Untersuchungen zum Vortrag gebracht. Die Insel Jamaika ist von der Erdbebenzone der sogenannten „Inseln über dem Winde“, zu denen auch Martinique mit dem berühmten Mont Pelé gehört, durch den größeren Teil der Breite des karibischen Meeres (über 1500 Kilometer) getrennt, von der Erdbebenzone Mittelamerika durch einen Abstand von etwa 1000 Kilometern. Die Insel selbst liegt auf einem untermeerischen Plateau, das sich von Mittelamerika nach Haiti hinzieht. Dieser flache Meeresboden ist nur durch einen verhältnismäßig schmalen Kanal durchschnitten, der eine Tiefe von fast 1000 Metern erreicht. Da die Richtung dieses von Mittelamerika ostwärts ziehenden Gebiets geringer Meerestiefe gerade rechtwinklig zu den Erdbebenzonen an den beiden Enden des karibischen Meeres gestellt ist, da Jamaika überdies keine Vulkaninsel ist, so ist aus

diesen Zusammenhängen die Entstehung des Erdbebens kaum zu erklären. Auf der Südseite der Insel, wo der eigentliche Herd der Erderstütterung war, lagert sich einer Hochfläche von durchschnittlich 500 Meter Höhe nach dem Meere zu eine Küstenebene vor, die sich noch einige Kilometer in das Meer hinein erstreckt, während etwas östlich von der Hauptstadt Kingston die Gebirge unmittelbar an die See herantreten, deren Boden ja auch entsprechend steil zu erheblicher Tiefe abfällt. Ungünstig wirkt in dieser Gegend ohne Zweifel der Umstand, daß unter den festen Kalksteinen des Gebirges ein Schlamm lagert, der unter dem Einfluß der Feuchtigkeit außerordentlich weich wird. Das Erdbeben vom 14. Januar war auf der ganzen Insel fühlbar, trat aber zerstörend nur in der Umgebung der Hauptstadt, am stärksten östlich an der Stelle des beschriebenen Steilabfalles, auf. Da sich ein solches Ereignis in der Neuzeit an genau dem gleichen Platz nun schon zum zweitenmal wiederholt hat, schließt Dr. Spencer, daß hier an diesem Steilabfall wahrscheinlich mächtige Rutschungen in der Gegend des Meeresbodens vorkommen. Außerdem dürfte die erwähnte Schlamm-schicht infolge ihrer Nachgiebigkeit bei starker Durchfeuchtung zu Bewegungen in den mächtigen Kalksteinmassen Veranlassung geben. Diese Untersuchung zeigt recht deutlich, wie gerade die geologische Kenntnis eines Gebiets zur Aufklärung von Erdbeben eine notwendige Vorbedingung ist.

Medizinisches.

Die Pest in Indien. Welche ungeheuren Opfer die Pest in Indien erfordert hat, geht aus der Antwort des Unterstaatssekretärs für Indien Morley auf eine Anfrage hin hervor. Danach starben in den Jahren von 1896 bis 1907 (31. Mai) zusammen 5 402 245 Menschen daran und vom 1. Januar bis zum 31. Mai 1907 allein schon 991 003. Wenn wir diese Zahl mit der der vergangenen Jahre vergleichen, so holen die verfloffenen 5 Monate beinahe die höchste Ziffer des Jahres 1904 mit 1 022 299 Todesfällen ein, eine wahrhaft erschreckende Tatsache, die aber zugleich eine große Gefahr für andere Länder in sich schließt, denn es wird bei einer derartigen Ausdehnung der Pest in Indien wohl kaum zu vermeiden sein, daß sie nicht immer wieder und wieder Vorstöße nach allen Seiten macht. Alle Maßregeln, die sich als höchst wirksam gezeigt haben sollen — die hohe Todeszahl sagt das Gegenteil! — führt Morley, nach dem „British Medical Journal“ auf die systematische Vernichtung der Ratten, die Desinfektion der Häuser und Kleidungsstücke, die Räumung der infizierten Lokalitäten, die Aufsichtigung der Reisenden, die Isolierung der Kranken und die Impfung zurück. Er hofft, in kurzer Zeit noch genauere Nachrichten seitens der Polizeiverwaltung in Indien geben zu können. — Wenn alle Vorsichtsmaßregeln solche Ergebnisse haben, so muß man sehr skeptisch werden, ob es wirklich gelingt, nicht nur die Pest, sondern auch andere Infektionskrankheiten erfolgreich zu bekämpfen. Der große Fehler in Indien lag darin, daß man im Anfang nicht energig genug vorgegangen ist, ein Fehler, in den wir hoffentlich in Bezug auf die Genidstarre in Deutschland nicht verfallen.

Humoristisches.

Zuverlässige Wetterregeln für den Sommer 1907.

Wenn der Godel kräft,
Regnets früh und spät —
Kräft es nicht, das Vieh,
Regnets spät und früh!

So das Barometer sinkt —
Regnets, daß man fast ertrinkt;
Wenn das Barometer steigt,
Ist es auch dazu geneigt! —
Willst Du mit dem Instrument
Dich nicht ärgern permanent
Nimm das Luder in die Hand,
Wirf es an die nächste Wand,
Nimm dafür das Parapluie,
Dies enttäuscht Dich heuer nie!

Der Schäfer Thomas.

— Aus dem Altenburgischen. (Pastor zu einem Paare, das sich trauen lassen will): „Ihr seid den ganzen Winter jeden Sonntag zusamm' auf'm Tanzboden geseh'n word'n, da gib't naderlich nur eene schbille Draung! Ihr zwecht doch, was das is, 'ne schbille Draung?“ — (Der Bräutigam): „Das is 'ne Draung, bei der sie's Maul zu halten hab'n, Herr Pastor!“

— In Hagen ist der erste preussische Leichenverbrennungs-Ofen gebaut worden; doch ist seine Benützung zur Leichenverbrennung auf Betreiben der Minister des Innern und des Kultus polizeilich verboten worden.

Unverständige Leute fragen sich, warum unter solchen Umständen die Baupolizei den Bau des Ofens gestattet habe. Wie töricht ist diese Frage! Das Krematorium kann doch zur Erweichung hartgesottener Redakteure, zum Braten der Rebhühner vom vorigen Jahre, zur Vereitung von Grog für den Sommer 1907 und zur Verbrennung der Böpse aus den preussischen Ministerien benützt werden! („Jugend“.)